



Einander auszu-
helfen, ist für
Esther (l.) und Sarah
selbstverständlich.
Abgeschottet? Nein
danke. Sie leben
in einem «Familien-
haus»

Hallo, Nachbarn!

Besser schön freundlich die Leute von nebenan grüssen. Denn kaum hat man Kinder, wird sie so richtig wichtig – die Nachbarschaft.

Text Caren Battaglia Fotos Anne Gabriel-Jürgens

Frau Przywitt ass getrocknete Wacholderbeeren. Frau Przywitt spielte Mandoline. Sie sprach einen sonderbar singenden Dialekt aus Schlesien, kochte schlesisch und eigentlich war sie ständig zu Hause, ausser wenn sie zum Coiffeur musste und sich akkurate Wellen in strahlendem Gelb legen liess. Frau Przywitt war unsere Nachbarin und ihre Art zu leben eine exotisch fremde Welt, Wand an Wand mit meiner eigenen vertrauten Kinderwelt. Die Fernreise nach nebenan. Jederzeit anzutreten. Denn sie freute sich immer, wenn ich klingelte.

Das alles ist lange her. Heute habe ich selbst eine Tochter. Ihre beste Freundin: Lucy, das Nachbarsmädchen. Denn während Nachbarn, solange man keine Kinder hat, einfach diese Leute sind, die in der gleichen Ecke wohnen, ihre Socken in derselben Waschküche aufhängen und die man halt grüsst, wenn man sie trifft, ist für Familien alles anders. Dann werden aus Nachbarn: Helferinnen in der Not, Schwatz-Gelegen-

heiten, Ratgeber*innen, Hamster-Fütterer und begehrte Gspänli für die Kinder. Manchmal auch Streithähne und Nervensägen. Immer aber sind sie – wichtig.

Und das, obwohl das Wort «Nachbarschaft» begonnen hatte, einen miefigen Geruch zu verströmen. Einen von «Sie haben schon wieder vergessen, das Laub zu fegen!», von «bitte das Altpapier ordentlich gebündelt an die Strasse stellen» und «Kind, was sollen die Nachbarn denken». Cool geht anders. Nachbarschaft, das schien ein Konzept von gestern zu sein. Schliesslich ist der moderne Mensch mobil, global vernetzt, nur einen Klick entfernt von Hunderten von Facebookfreund*innen, Information und Plauderei – alles jederzeit frei Haus per Smartphone. Pffft, Nachbarn. Braucht die jemand? Und ob die jemand braucht. Wie sehr, das rückt erst jetzt so richtig ins Blickfeld.

Revival des Wir-Gefühls

«Die Nachbarschaft erlebt gerade ein Revival», sagt Sebastian Kurtenbach (35), Professor für Sozialpolitik an der Fachhochschule Münster und selbst nicht ganz unschuldig an eben diesem Revival im Wissenschaftsbetrieb. Seine Studien, für die er sich für mehrere Monate in die Hochhäuser des Problemviertels Köln-Chorweiler einmietete, um etwas herauszufinden über die Zusammenhänge von Quartier und Hilfsbereit-

schaft, Umfeld und Integration und darüber, ob abgeranztes Drumherum sich auf die Menschen und deren Verhalten negativ auswirkt, schlugen nämlich Wellen, die bis in die Medien schwappten.

Vielleicht lagen die Forschungen zu «nachgeburn», den nahen Bauern – daher stammt nämlich das Wort – aber auch nur im Zeitgeist. Fielen doch in höchst unterschiedlichen Kontexten die Nachbarn als entscheidende Grösse auf. So erforschte die Uni Bonn beispielsweise, dass individuelles Wohlbefinden bei 80 Prozent der Menschen von einem «Wir-Gefühl» abhängt. Bedeutsam dafür: die Nachbarn. Auch im Dienste ökologischerer Lebensführung finden es zunehmend mehr Leute widersinnig, für einen Schwatz mit Bekannten erst 20 Kilometer im Auto juckeln zu müssen, einen Rasen-Vertikutierer ganz für sich allein zu besitzen, zu klein gewordene Kinderskianzüge wegzuschmeissen oder per App jemanden anreisen zu lassen und zu bezahlen, der dem Goldfisch während der Ferien Mückenlarven ins Aquarium krümelt, statt – einfach nebenan zu klopfen. «Share economy» heisst hier das angesagte Zauberwort. Früher schlicht «Nachbarschaftshilfe» genannt und während Corona plötzlich wieder gefragt. Auch die viel diskutierte Integration von Migrant*innen gelingt am besten von Tür zu Tür. Und am unkompliziertesten durch: Kinder. Wer

«Kinder haben lieber Gschpänli in der Nähe als Bäume und Büsche»

zusammen spielt, lernt schneller als in jedem Sprachkurs, was «Willst du auch eine Glace?», «Goal!», «Komm, mach mit» oder «Verzieh dich, du Pfeife» in der Landessprache heisst. Mit klar positiven Folgen für den Schulerfolg, wie Bildungsforscher der Universität Genf nachweisen konnten.

Erwachsenenfreies Reservat

«Nachbarn sind neben Familie und Freunden die dritte informelle Sozialisationsinstanz», sagt Sebastian Kurtenbach. «Durch sie erfahren Kinder erstmals Werte der Gesellschaft ausserhalb der Kernfamilie, haben Kontakt mit dem «Anderen» und lernen, was «man» so tut.» Ausserdem, so Kurtenbach, bewegten sich Familien mit jungen Kindern – anders als etwa Manager*innen, die nur zum Schlafen nach Hause kämen – gewöhnlich in einem sehr kleinen Radius um ihr Zuhause. Stillen, Wickeln, Mittagsschlafchen, Spielgruppe, MukiVaki-Turnen, Spaziergang inklusive Häsligucken – alles in der Nähe. Kein Wunder, dass die Nachbar*innen für die Kinder, und die Kinder für die Nachbar*innen enorm wichtig sind. So

- ♦ pflegen 75 Prozent der Familien mit Kindern unter 14 Jahren gutnachbarliche Beziehungen (Vierecke 1972)
- ♦ geht der Kontakt zu den Menschen nebenan zu 36 Prozent allein von den Kindern selbst aus (Vierecke)
- ♦ ist die häufigste Kontaktperson junger Mütter die Nachbarin (Huwiler 1998), und die Qualität dieses Kontaktes wird genauso gut bewertet wie der zur eigenen Mutter
- ♦ sind Nachbar*innen die häufigsten privaten Betreuungspersonen für die Kinder, gleich hinter den Grosseeltern
- ♦ haben Sieben- bis Neunjährige den besten Draht zum Quartier (Humpert 1997)
- ♦ pfeifen Kinder unter 14 Jahren auf Status, Herkunft und Einkommen der Nachbarn. Alles irrelevant für Sympathie und Kontakthäufigkeit (Humpert)

Ja, das ist schön für das Quartier, dass die Kinder so viel zu Nachbarschaftskontakten beitragen. Aber haben die Kinder selbst ei-

gentlich auch etwas davon? Schliesslich gehen sie doch in die Kita, in die Schule, in den Fussballclub, zu Flöte, Geige oder Cello und ausserdem kratzen sie jeden Dienstag zusammen mit anderen kichernden Mädchen auf dem Pferdehof den Tieren begeistert den Dreck aus den Hufen. Für gleichaltrige Gesellschaft ist also gesorgt. Was braucht es da Nachbarschaft? «Weil das Draussen-Spielen mit den Nachbarskindern das einzige erwachsenenfreie Reservat ist», sagt Marco Hüttenmoser (80), Erziehungswissenschaftler, Autor und Gründer der Zürcher Dokumentationsstelle «Kind und Umwelt». «Überall, wo Kinder heutzutage auf andere Kinder treffen, sind auch Erwachsene dabei, die irgendwie regelnd eingreifen.» Die Erzieherin, die herbeischwebt wie ein Friedensengel, sobald zwei Kinder an einer einzigen Puppe zerren. Der Vater auf dem Spielplatz, der auf-

Rechtliches im Streitfall

- ♦ **Babyweinen:** erlaubt. Jederzeit. Nachbarn müssen das tolerieren.
 - ♦ **Spielen, lachen, trampeln:** erlaubt. Kinder dürfen sich entfalten. Jedoch: Springseilen u. Ä. jedoch nur draussen. Nachtruhe: kantonal geregelt.
 - ♦ **Bobbycar-Rattern** in der Siedlung: Fällt unter typischen Kinderlärm und ist erlaubt. Auch Kinder haben das Benutzungsrecht der Gehwege.
 - ♦ **Instrument üben:** Kindliches Schaben auf dem Cello mag unschön sein, ist aber erlaubt. Bis zu 2 Stunden täglich.
 - ♦ **Trampolin aufbauen:** Erlaubt am eigenen Sitzplatz, sofern es sich um ein jederzeit demontierbares handelt.
 - ♦ **Kinderwagen/Velos im Hausflur, Gummistiefel auf der Fussmatte:** nicht erlaubt. Der allgemeine Raum ist im Mietobjekt nicht eingeschlossen.
- Juristische Beratung: Nadja Burri, lic.iur. und Co-Geschäftsleiterin beim Mieterverband Luzern.*

passt, dass bloss niemand die von frapierendem Talent zeugenden Sandkuchen seines Sohnes zertritt. Die Mutter, die das Kind zu allen Freizeitaktivitäten chauffiert, damit auch ja nichts passiert und auch gleich an der Bande oder auf der Tribüne hocken bleibt... Sie alle, findet Marco Hüttenmoser, behindern Kinder darin, sich selbst und ihre Sozialkompetenz zu entwickeln. «Wie sollen die Jungen und Mädchen denn lernen, eigenständig Probleme miteinander zu klären? Wie Ideen für gemeinsames Spiel entwickeln? Und wie sollen sie mutig ihre Umwelt erkunden, wenn ihnen stets jemand im Nacken sitzt?» Nachbarskinder, davon ist er überzeugt, sind das A und O glücklichen Aufwachsens. Ob das nun welche aus Hochhaus-siedlungen oder Eigenheimen mit Rollrasen sind, sei für Kinder eigentlich egal. «Ich singe hier nämlich nicht das Hohelied des «in der Natur»-Wohnens», betont er. «Dorf und Land mag für die Eltern schön sein, die Kinder – wissen wir aus Untersuchungen – haben lieber Gschpänli in der Nähe als Bäume und Büsche.» Und deshalb, das ist ihm wichtig, müsse Raum, vor allem städtischer, viel stärker aus Kindersicht gedacht werden. Haustüren von Siedlungen müssten sich auch von schwächlichen Kinderärmchen aufdrücken lassen, Strassen verkehrstechnisch so gestaltet sein, dass kein Risiko beim Spielen besteht. Und alle Zäune sollten Törchen haben zum Hin- und Hergehen der Kinder. Besser noch: zum Rausgehen, statt zu Besuch auf den jeweils anderen Sitzplatz. Dahin, wo nicht sofort eine Mutter fragt: «Wollt ihr Trauben? Hier sind Servietten für die Finger.» Dahin, wo sie sich die Welt selbst erobern können. Zusammen mit den Nachbarskindern.

Meine Eltern hatten, wie viele Eltern, plötzlich auch den Drang «ins Grüne» zu ziehen, wo es Blick statt Blöcke gibt und Erwachsene beständig tief inhalieren. Nachbarn muss es wohl auch gegeben haben, hinter der hohen Hecke vermute ich, obwohl nie ein Ton durch die Glanzmispeln sickerte. Geschweige denn Mandolinenspiel.



«Wir profitieren alle von unserem Haus der offenen Türen»

Esther Michel (44), Christoph Kinsperger (42), Billie (7). Und: Sarah Roth-Profenius (36), Benji Kesselbach (47), Billie (2 ½), Bo (6) wohnen in Zürich.

Die beiden Familien leben in einem verwunschenen alten Haus mitten in einem eher industriell geprägten Zürcher Quartier. Eine Familie wohnt in Parterre, eine in der ersten Etage. Die Kinder wuseln mal oben, mal unten herum. Da, wo es ihnen halt passt.

Esther: «Wir sind vor acht Jahren, kurz vor Billies Geburt, in dieses Haus gezogen und hatten den Wunsch, dass es ein «Familienhaus» werden würde.»

Christoph: «Billie ist ein Einzelkind, deshalb fanden wir den Gedanken schön, Nachbarn mit Kindern im etwa gleichen Alter zu haben, mit denen sie unkompliziert zu Hause spielen kann. Wir haben uns sehr gefreut, dass sich Sarah, Benji, Bo und die «kleine Billie» um die Wohnung beworben haben. Ideal.»

Benji: «Für uns war das auch ideal. Wir sind genau zur Coronazeit von Berlin

nach Zürich gezogen. Homeoffice, Homeschooling, kein Kino, keine Restaurants, keine Freunde hier, keine Familie... Da wären wir ohne euch ziemlich einsam gewesen.»

Sarah: «Vor allem ich. Ich war gerade wieder Mutter geworden und hatte damals auch noch keinen Job in Zürich. Ein Glück, dass ich wenigstens mit jemandem im Haus sprechen konnte.»

Esther: «Einmal in der Woche essen wir gemeinsam Znacht. Meist bestellen wir Thai oder Grillieren, das ist zur Tradition geworden.»

Christoph: «Wir profitieren alle von unserem «Haus der offenen Türen», wo die Kinder einfach, mal in diese, mal in die andere Wohnung gehen können.»

Esther: «Ja, das ist für mich als Selbstständige mit wechselnden Arbeitszeiten praktisch, dass ich sagen kann: Billie, klinge einfach unten, ich komme ein bisschen später.»

Billie: «Wir kriegen jetzt alle zusammen Häsli für den Garten. Schwarz-weisse. Ich habe schon eine Trinkflasche und einen Salzstein für sie.»

Christoph: «Und wir haben gemeinsam den Dachstock ausgebaut zu einem Kino/Spielzimmer/Yogaraum. Alleine wäre das kaum zu schaffen gewesen.»

Sarah: «So ist das perfekt. Man ist eine Gemeinschaft und trotzdem hat jeder seinen eigenen Bereich.»

Christoph (lacht). «Naja, eigener Bereich... Bo ist auch schon in unser Badezimmer spaziert, gerade als ich auf dem Klo sass. Ich glaube, zu Hause ist für unsere Kinder das ganze Haus.»

Esther: «Hinten im Garten haben die Kinder noch ein eigenes Spielhüsli – das ist Kinderzone. Die Nachbarn im Haus nebenan haben gerade Nachwuchs gekriegt. Wir machen nun ein Türchen in den Zaun, damit das Kind, wenn es etwas grösser ist, auch ganz einfach zu uns rüberkommen kann. Wäre doch schön.»

Billie: «Und ich bin die älteste von allen.»



«Auch ein alleinerziehender Vater braucht Zeit zum Durchatmen.»

Roger (44), Marcel (15) und Danielle (13) Baumeler aus Luzern erinnern sich an ihre im vergangenen Jahr verstorbene Nachbarin, Freundin – und «Fast-Grosi von nebenan».

Roger: Ich bin seit acht Jahren alleinerziehend. Und da die Kinder ihre Mutter relativ selten sehen, stimmt das Wort alleinerziehend wirklich. Bea, unsere leider verstorbene Nachbarin, war für mich ein Segen. Wir vermissen sie sehr.

Danielle: Ja, gerade gestern habe ich bei der Präsentation meines Schulprojektes noch gedacht: Gleich geht die Tür auf und Bea kommt rein. War aber leider nicht so. Du, Papa, hattest ja meine

Veranstaltung vergessen... Grrr. Dabei hatte ich eine so tolle Zeichnung von Eisbären und Pinguinen.

Roger: Ja, das war schlimm. Es gab völlig zurecht Tränen. Mein Fehler. Tut mir mega leid! Aber ich mache halt Fehler. In der Schule stehen die Zeugnisse an, es mussten noch Noten eingetragen werden, ich selber hatte eine Fortbildung... Irgendwie ist mir der Termin im Stress der letzten Woche durchgegangen.

Bea hat mir in solchen Stressphasen da durchgeholfen.

Marcel: Ja, wir sind manchmal einfach nach der Schule zu ihr rübergegangen und haben bei ihr gegessen. Ihr Cordon bleu, war das beste der Welt.

Roger: Das war für mich so hilfreich, wenn es in der Schule mal länger gedauert hat oder irgendetwas anderes dazwischen gekommen ist. Gerade als alleinerziehender Vater steht man ständig unter Beobachtung, ob man wirklich alles richtig hinkriegt. Als Mann. Und allein. Meine Mutter lebt in Bern, da konnte sie natürlich nicht eben spontan einspringen. Hilfe direkt nebenan zu haben, hat unser Leben sehr erleichtert. Auch, dass da eine Person war, die mir gespiegelt hat, du machst das gut mit den Kindern. Bea lebte ja quasi Wand an Wand mit uns und hat mitbekommen, wie unser Leben funktioniert und wie es meinen beiden geht.

Danielle: Ich konnte bei ihr auch mal über euch Männer schimpfen. Etwa wenn, du, Papa, wolltest, dass ich mein Zimmer aufräume, wo doch deins auch nicht viel ordentlicher war. Total ungerecht.

Marcel: Ich durfte sie sogar mal übers Wochenende in ihrem Wohnwagen besuchen.

Roger: Die ersten zwei Jahre habe ich ihre nachbarschaftlichen Hilfsangebote nur zögerlich angenommen. Ich wollte ja alles besonders gut und richtig machen und bloss nicht den Eindruck erwecken, ich würde meine Kinder abschieben oder so. Aber nach zwei Jahren habe ich gemerkt: Auch ein alleinerziehender Vater braucht ab und an Zeit für sich zum Durchatmen. Bei Bea musste ich nicht gross etwas organisieren oder Bittebitte machen. Anklingeln hat genügt. Haben wir gegrillt und sie hat das gemacht, kam sie auch einfach mit einem Teller und hat gefragt «Gibts hier noch eine Wurst für mich?» Es war wunderbar unkompliziert. Sie war das «Luzerner Grosi» und meine Mutter das «Berner Grosi». Wir treffen uns auch jetzt noch mit ihrer Tochter und gehen manchmal mit «Woya», Beas Hund, Gassi.



«Es ist doch blöd, wenn jeder nur zu sich selber schaut.»

Familie Gaaied (Mohamed (10), sitzend, Meki (11), Meriam (9), Nadia (45), Mohsen (58), nicht im Bild) und Tim Christen (27), wohnen in Bern.

Die Gaaieds und Tim Christen leben im Norden von Bern. Im gleichen bunten Quartier mit Menschen aus allen möglichen Ländern, Studenten, Familien mit vielen Kindern. Hier ist es lebendig, die Mieten sind günstig. Waren günstig, denn seit das Viertel hip wird, explodieren die Wohnkosten. «Umso wichtiger, dass wir zusammenhalten», findet Tim. Seit rund einem Jahr unterstützt der Wirtschaftspsychologie-Student, ver-

mittelt durch die Berner «Nachbarschaftshilfe», Mohamed ehrenamtlich beim Lernen. Meist beim Lesen und Schreiben. Derzeit ackern sie gemeinsam «4 ½ Freunde und das bellende Klassenzimmer durch». Ein quirliges Gespräch zwischen Nachbarn, die gleichzeitig, Schüler, Lehrer und Freunde sind.

Tim: «Mir bedeutet die Nachbarschaft etwas. Es ist doch schön, wenn man sich

beim Einkaufen trifft, im Brocki oder auf der Strasse und dann auch ein paar persönliche Worte wechselt. Ich finde es sehr befriedigend, dass ich hier mit Mohamed etwas Sinnvolles tue.»

Mohamed: «Ich bin durch Tim schon viel besser im Lesen geworden, aber lieber spiele ich Fussball.»

Meriam: «Ich habe alle meine Freundinnen nebenan. Die klingeln und dann spielen wir draussen. Wir fahren Inlineskater, hüpfen auf einem Bein oder fangen uns. Ich habe beste Freundinnen aus Albanien, Sri Lanka, aus Italien, aus Bern... Ich kann sogar schon ein Wort Albanisch.»

Nadia: «Wir sind froh, dass Tim uns unterstützt. Ich selbst kann den Buben nicht in der Schule helfen. Wir haben wunderbare Nachbarn, ich gehe mit den Frauen zum Yoga. Unsere Wohnung ist eigentlich zu klein, aber aus dem Quartier wollen wir nicht weg.»

Meki: «Ich habe auch einen Freund aus dem Quartier, der mir bei der Schule hilft. Ich schreibe gerne, aber ich mache leider Fehler. Tim und Mohamed spielen manchmal Fifa 21. Das ist cool, würde ich auch gerne machen.»

Meriam: «In Tunesien wohnt neben unserem Haus, der Onkel vom Onkel. Und daneben der Cousin und eine Tante. Überall Familie. Aber wir hier in unserer Strasse sind auch wie Familie.»

Tim: «Es ist doch blöd, wenn jeder nur zu sich selber schaut. Beide Seiten profitieren, wenn man etwas zusammen macht. Durch die «Nachbarschaftshilfe» durfte ich Menschen kennenlernen, die ich sonst vielleicht nicht kennengelernt hätte. Mohamed ist ja einiges jünger als meine sonstigen Freunde. Wir sind doch Freunde, oder Mohamed?»

Mohamed: Klar, sind wir.

Die beiden lesen weiter. Gar nicht so einfach, den Satz «Ein Zimmer voller Lehrer oder das perfekte Schlafprogramm» laut vorzulesen. Langes Wort, dieses «Schlafprogramm» aber lustig. Die beiden lachen. Zwei Leser, zwei Freunde, zwei Nachbarn.